Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 67 (1957)

Artikel: Zur Geschichte des Stadthauses
Autor: Geiger, Ernst
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-901012

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 02.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Zur Geschichte des Stadthauses

Mein Vater, Ulrich Geiger-Schwarz, der das Meier'sche Gut, von dem das heutige Stadthaus mit seinem Garten nur einen kleinen Teil bildet, ein Vierteljahrhundert lang besaß, entstammte einem alten Rheintaler Bauerngeschlecht. Er war als Buchhalter nach Turgi gekommen und wurde als Offizier im Bat. 15 (später 59) und als Ehemann einer Schwarz von Villigen ganz zum Aargauer. Die Bürgergemeinde von Brugg und die Standschützengesellschaft nahmen ihn in ihre Reihen auf, und so fand er in unserem Städtchen seine zweite Heimat. Der Gemeinde leistete er wertvolle Dienste als Mitglied der Elektrizitätskommission. Von Anfang an sammelte er Altertümer und half die Antiquarische Gesellschaft (jetzt Gesellschaft Pro Vindonissa) gründen und den Erwerb des Amphitheaters durch den Bund vorbereiten.*)

Das Gut, das seinem Weinhandel dank der schönen Keller und dank des Umschwunges wohl diente, baute er insofern aus, als er eine neuzeitliche Scheune erstellen ließ und indem er den westlichen Teil des Landes bis zur spätern Kapelle (Vereinsweg) nach einem wohlüberlegten Plan in einen großzügigen Obstgarten umwandelte. Die Nachbarn lachten über den schwächlichen und keineswegs mehr jungen Gutsbesitzer, der tiefe Gruben ausheben ließ, um seine Apfelbäume zu pflanzen. Er pflegte aber alles, was er angriff, gründlich zu tun. Da gerade die Klosterkirche von Königsfelden, die einstmals eine bernische Kornschütte gewesen war und daraufhin dem Aargau sogar als Salzmagazin diente, renoviert und der Boden ausgehoben wurde, ließ mein Vater jahrhundertealten Schutt in seinen Baumgarten bringen, und wir Kinder freuten uns über jede neue Fuhre, die uns römische Scherben oder

---

*) Über *Ulrich Geiger-Schwarz* vgl. Brugger Neujahrsblätter 1917, S. 59f. (Nekrolog, geschrieben von V. Jahn, Pfr.) und Gesellschaft Pro Vindonissa, Jahresbericht 1915/16, S. 4f. Ferner Brugger Neujahrsblätter 1940, S. 26ff. (Ernst Geiger: Aus der Vorgeschichte der Vindonissa-Forschung).

Über das *Stadthaus* vgl. Die Kunstdenkmäler des Kantons Aargau, Bd. II: Die Bezirke Lenzburg und Brugg, von Michael Stettler und Emil Maurer, S. 326ff. Ferner: Brugger Neujahrsblätter 1947, S. 72ff. (Alt Brugg, von C. Simonett und V. Fricker) und das Bürgerhaus in der Schweiz, Bd. XIII: Das Bürgerhaus im Kanton Aargau, S. XXXIX (Stadthaus in Brugg, Text von H. Hürlimann und Tafeln 71 und 72).

Der Bauherr war Johann Jakob Frölich (1699–1774). Das Haus wurde 1748 erbaut. Die Eigentümer nach dem Tode Frölichs waren: bis 1782 seine Schwester Barbara Elisabeth, bis 1873 der Baumwollfabrikant Kaspar Meier von Rüfenach und seine Nachkommen, bis 1879 G. Angst und bis 1908 U. Geiger-Schwarz. Das Stadthaus wurde früher bald nach J. J. Frölich, bald nach Kaspar Meier benannt.

vergoldete Knöpfe von Sempachrittern finden ließ. Die Spötter behielten Unrecht, und unser Vater erntete später fast Jahr für Jahr herrliches Obst aus seinem weitläufigen Baumgarten, an dessen Rand früher nur ein gewaltiger Nußbaum gestanden hatte. Den Baumgarten ließ er durch einen Zaun der jetzigen Renggerstraße entlang abschließen. Das Holz dazu lieferten ihm zwei gewaltige Lärchen, die im Park gestanden, und die ihm durch die alljährlich abfallenden Äste und Nadeln den schönen Rasen verunziert hatten.

Das jetzige Stadthaus stand zu unserer Kinderzeit in einer nur spärlich besiedelten Gegend. Unserm Hause gegenüber lag das Fischergut mit großem Baumgarten hinter hoher Mauer. Stadtwärts stand an Stelle der heutigen Post ein imposanter, alter Zweckbau, die Frölich'sche «Gärbi». Uns war diese Gerberei wohl vertraut mit ihren Gerberstanden und den schönen Laubenreihen auf der Südseite. Beim Verschwinden überschüttete sie unsern Vater noch mit einem reichen Segen. Graburne auf Graburne von einem römischen Begräbnisplatz kamen zum Vorschein. Eine der Urnen enthielt neben andern Beigaben einen prächtigen, versilberten Spiegel. Alle diese Funde wanderten hinüber in das Büro meines Vaters, dessen winzige Sammlung ein Vorläufer des pompösen Vindonissa-Museums bildete. So blieben wenigstens diese Funde in Brugg.

Das Raubergütli neben unserm Haus (heute auch der Stadtverwaltung dienend), im ursprünglichen Meier'schen Gut erbaut, bildete zu meiner Jugendzeit ein selbständiger, reizender Privatbesitz. Gegen das Eisi hin war er durch eine hohe Mauer abgegrenzt.

Wo heute das Haus Schneider steht, erhob sich eine hohe Mauer, die einen Garten umschloß, und davor stand ein mächtiger Grenzstein, der einstmals das Stadtgebiet vom Windischer Bann schied und der heute nun seinen Platz im Freudenstein gefunden hat.

Vom Wohnhaus aus hatte man eine schöne Fernsicht: nach Osten ins Siggental, nach Westen zur Habsburg, Gislifluh und zur Linner-Linde. Hinter unserem Gut fiel der Weg zum Süßbach ab; bei Hochwasser fischten wir dort viel Treibholz auf, und im Winter war jene Gegend ein Dorado für die schlittelnde Jugend. Die Gärten, die das Gut auf der Nordseite begrenzten, waren uns wohl bekannt. In einem derselben stand in der Einfassung eines Komposthaufens eine gußeiserne Ofenplatte mit einem Brugger-Wappen, wohl dieselbe, die jetzt im Landesmuseum aufbewahrt wird. Den Park des Schilplingutes (heute

Besitztum Architekt Herzig und der nördliche Teil des Parkes der Villa Simmen) lernten wir schon früh kennen, da wir mit der Kleinkinderschule (der Häfelihöck) dorthin zur Erholung geführt wurden.

Das Wohnhaus mit seinen Ökonomiegebäuden, dem Hof, dem Gemüsegarten, dem Park und den Obstgärten hatte den Charakter eines edlen Landsitzes bewahrt. Die erhöhte Terrasse auf der Westseite, von der aus man die Juralandschaft am Abend genoß, hob das Haus über Hofraum und Gärten empor. Der mit Rotbergplatten in ländlicher Art belegte, breite Gang mit seinen zwei gewaltigen Glastüren, besaß ein Cachet vornehmer Behaglichkeit und bereitete auf die Wohnräume vor, mit ihren wertvollen Öfen, den Stukkaturen-Decken, dem schönen Getäfer und den tiefen Fensternischen. Dunkle Nußbaumtüren mit eleganten Messingfallen führten in die Zimmer.

Glastüren zeigte auch der obere Gang im ersten Stock. Diese Gänge waren also wie in Zimmer abgeteilt, und wenn man im Winter die Türen zu den Feuernischen öffnete, die Holzwellen anzündete, mit denen man die großen Öfen vom Gang aus heizte, war es einem so wohl, daß man, vor dem prasselnden Feuer sitzend, anfing zu singen. Das waren schöne Zeiten, und man dachte mit keinem Gedanken daran, daß die Herrlichkeit einmal ein Ende haben könnte.

Nach dem Nachtessen saß man auf der doppelten Kunst im Wohnzimmer und umstand den großen, weißen Kachelofen, und da mein Vater ein Virtuose im Pfeifen war, improvisierte man intime Hauskonzerte, vielstimmig; denn wir waren eine vielköpfige Familie. Der frohmütige Anstrich einzelner Zimmer mit den goldenen Leisten im grünen Getäfer trug zum frohen Geist nicht unwesentlich bei.

Auf der Straßenseite kam der herrschaftliche Charakter des Hauses viel mehr zur Geltung als heute, da eine kleine Freitreppe zur Haustüre empor führte.

Nach mündlicher Überlieferung muß das Haus Rengger (jetzt Gärtnerei Haller) einst zum Frölichgut gehört haben. Dafür spricht nicht nur das Gartenhäuschen an der alten Promenade, das im selben Stil erbaut ist wie das Stadthaus, sondern auch der Umstand, daß der Brunnen beim Hause Rengger an dieselbe Wasserleitung angeschlossen war wie der Brunnen im Hof des Stadthauses und der Springbrunnen im Park. Unser Wasser kam durch eine private Leitung aus der Gegend von Hausen. Durch den Einschnitt der Südbahn wurde diese Wasserzufuhr angeschnitten, und die Südbahn war in der Folge verpflichtet, den Be-

rechtigten ein bestimmtes Wasserquantum zu liefern. Gelegentliche Reklamationen, auch wegen Trübung des Wassers (einmal starben die Forellen im Springbrunnen deswegen), führten zu Kontrollen durch den Bahningenieur.

Von der rückseitigen, erhöhten Terrasse aus führte eine Treppe in den Hof mit seinem Brunnen und dem steinernen Tisch. Der Hof wurde beidseitig von einem Ökonomiegebäude begrenzt. Dieser Teil des Gutes hat sich am wenigsten verändert. Das südliche der beiden Häuschen war unser Holzhaus. Sein Keller diente zur Aufbewahrung von Obst und Kartoffeln, und auf seinem kleinen Estrich versorgten wir unsere Geheimnisse. Das nördliche enthielt die Küferwerkstatt. Über dem Schweinestall daneben befand sich ein kleiner Estrichraum, in dem wir über Mittag mit unsern Kameraden von Villigen und Lupfig manchen heimlichen Jaß klopften.

An den Hof schloß sich westwärts der Garten an, in strengem französischem Stil, reich gegliedert in Rabatten und Rondelle mit Buchseinfassungen zwischen Kies- und Gerberlohe-Wegen. Er war mit zahlreichen edlen Birnbäumen bestanden. Eine erhöhte Promenade mit einer Platanenallee, von hohen Tujawänden umschlossen, bildete den Abschluß des Gartens gegen die Matten mit den Obstbäumen.

Am Steintisch im Schatten der Platanen pflegten wir im Sommer unsere Schulaufgaben zu machen. An der Südostecke des Gartens befand sich ein gut eingerichtetes, heizbares Treibhaus. Hier überwinterten wir die zahlreichen Kübelpflanzen, die mein Vater mit dem Haus übernommen hatte.

Der schönste Teil unseres Paradieses aber war der Park. Er war im englischen Stil angelegt mit geschwungenen Wegen zwischen Baum- und Gebüschgruppen. Der Springbrunnen inmitten unseres Parkes war ein halbkugelförmiges Bassin, aus gewölbten Steinplatten gefügt, in dem wir allerlei Fische hielten, die oft ansehnliche Größe erreichten. Dieser Teich war von einem gußeisernen Gitter umgeben. An der südlichen Mauer des Parkes angebaut lag das Gartenhaus, ein kleiner offener Saal mit halbrunden Eisengittern über der Türöffnung und den beiden Fenstern. Beidseitig vor der Türe standen zwei gotische Löwen, alte Sandsteinskulpturen mit Spuren früherer Bemalung. Große Ammonshörner aus Bözen lagen in den Ecken. Das Gartenhaus war im Sommer leer. In meiner Jugendzeit war es ein einziges Mal nachts bewohnt, als ich einen Handwerksburschen, den ich auf der Heimreise

von Aarau angetroffen, darin zur Nachtruhe bettete. Am andern Morgen sagte meine Mutter, mein Freund lasse mir schön danken, sie hätte ihm ein Frühstück gegeben und er sei schon weiter auf der Wanderschaft.

Der Park war für uns nicht nur ein idealer Spielplatz, wo wir unsere Kletterkünste bis in die höchsten Tannenwipfel üben konnten, er bot auch Raum für Indianerzelte, und unsere Kameraden, die in der Stadt wohnten, schätzten ihn deshalb sehr. Es gab auch immer etwas zu naschen, seien es Haselnüsse von den hohen Sträuchern, auf die man steigen mußte, um sie zu schütteln, oder Birnen von den Spalieren an der Mauer gegen die Linde (Linde beim heutigen Haus Schneider), oder Äpfel von den hohen, verwilderten Reinettenpyramiden, die nicht gepflegt und kaum abgeerntet wurden.

Unter unsern Bäumen und Sträuchern im Park gibt es viele, die ich in dem halben Jahrhundert, das seither verflossen ist, noch so vor mir sehe, als hätte ich sie erst gestern verlassen. Jede einzelne Rottanne ist mir ans Herz gewachsen, und die gewaltige Birke, es ist die größte, die ich jemals gesehen, könnte ich nie vergessen. Etwas außerhalb der Mittelgruppe stand der schlanke Tulpenbaum, der uns schon wegen seiner eigenartigen Blätter auffiel. Zwei Kathalpen ragten hoch über ein Gebüsch hinaus und erfreuten uns durch ihre Blütensträuße und ihre langen Fruchtschoten. Der eine der Bäume war hohl, und in der Höhlung hatte sich Walderde, reiner Humus, angesammelt. Da hinein pflanzte ich seltene Pflanzen. Alle diese Bäume, auch die rotblühende Roßkastanie, waren vielleicht so alt wie das Haus selber. Sie stammten wohl alle aus der Mitte des 18. Jahrhunderts.

Auch allerlei kleinere, exotische Bäume, standen in unserem Parke, wie Mandeln, japanische Äpfel, holzige Malven, wie man es etwa noch in alten Gärten trifft. Ein Mehlbeerbaum, der neben dem Gartenhäuschen stand, trug so große Früchte, daß man sie, trotzdem sie fad schmeckten, aus Gwunder aß. Am Rande eines Gebüsches stand ein merkwürdiger kleiner Baum mit großen, schwarz-roten, äußerst wohlriechenden Blüten. Wir kannten seinen Namen nicht; er erinnerte uns aber an das ferne China. Daß die Buchsbäume, ihrem Alter entsprechend, so dick und hoch wurden, daß man sie besteigen konnte, versteht sich von selbst. Neben ihnen standen verwilderte Kornelkirschen (Dierli).

Mein Vater, verwachsen mit dem Gute, bewahrte Haus und Garten

samt Park in ihrem ursprünglichen Zustande. Stilwidrige Änderungen stammen aus späterer Zeit. Wie das Gut aus Privatbesitz in den Besitz der Stadt überging, beruht auf einer Art Räubergeschichte.

Das Büro meines Vaters lag in der Südwestecke des Hochparterres, ebenerdig mit der Terrasse. Hier hatte er auch seine Altertumssammlung untergebracht. Es war der der Öffentlichkeit am leichtesten zugängliche Raum des Hauses. Hier herein kamen die Handwerksburschen, die ihr Sprüchlein «ein fremder Küfer spricht um Arbeit an» aufsagten und ihren Zehrpfennig bekamen.

Ich weiß nicht, ob der Einbrecher, der eines nachts ein Säcklein voll wertloser, fremder Kupfermünzen und einige Obligationen-Coupons erbeutete, ein solcher Handwerksbursche war. Jedenfalls wurde er dank des raschen Zusammenspiels vom Bestohlenen und von der Polizei noch am Vormittag in Neuenburg abgefaßt und kam auf ein Jahr in den schwarzen Turm. Es gelang nun lieben Nachbarn und Freunden des ängstlichen, schon ziemlich alten Mannes, die Angst vor Wiederholungen ähnlicher Erlebnisse, vor allem die Angst vor der Rache des Verurteilten, wachzuhalten. Kurz und gut, man nahm ihm das Versprechen ab, von dem Kaufsangebot ja nichts zu sagen, bis man handelseinig sei. Das Übrige ist bekannt. Die Bank kam zu ihrem Bauplatz, die Stadt zu ihrem Stadthaus. *Ernst Geiger*